

MARSHA CANHAM



DIE
SCHWARZE
WOLF
TRILOGIE

MARSHA CANHAM



DIE
SCHWARZE
WOLF
TRILOGIE

Inhaltsverzeichnis

1. [BUCH 1: DIE BRAUT DES DRACHEN](#)
2. [PROLOG](#)
3. [1](#)
4. [2](#)
5. [3](#)
6. [4](#)
7. [5](#)
8. [6](#)
9. [7](#)
10. [8](#)
11. [9](#)
12. [10](#)
13. [11](#)
14. [12](#)
15. [13](#)
16. [14](#)
17. [15](#)
18. [16](#)
19. [17](#)
20. [18](#)
21. [19](#)
22. [20](#)
23. [21](#)
24. [22](#)
25. [23](#)
26. [24](#)
27. [25](#)
28. [26](#)
29. [27](#)
30. [28](#)
31. [29](#)

- 32. [EPILOG](#)
- 33. [BUCH 2: DER SOHN DES WOLFES](#)
- 34. [Prolog](#)
- 35. [1](#)
- 36. [2](#)
- 37. [3](#)
- 38. [4](#)
- 39. [5](#)
- 40. [6](#)
- 41. [7](#)
- 42. [8](#)
- 43. [9](#)
- 44. [10](#)
- 45. [11](#)
- 46. [12](#)
- 47. [13](#)
- 48. [14](#)
- 49. [15](#)
- 50. [16](#)
- 51. [17](#)
- 52. [18](#)
- 53. [19](#)
- 54. [20](#)
- 55. [21](#)
- 56. [22](#)
- 57. [23](#)
- 58. [24](#)
- 59. [25](#)
- 60. [Epilog](#)
- 61. [BUCH 3: DER PFIEL DES PRINZEN](#)
- 62. [PROLOG](#)
- 63. [TEIL I Chateau d'Amboise](#)
- 64. [1](#)
- 65. [2](#)
- 66. [3](#)
- 67. [4](#)

- 68. [5](#)
- 69. [6](#)
- 70. [7](#)
- 71. [8](#)
- 72. [9](#)
- 73. [10](#)
- 74. [11](#)
- 75. [12](#)
- 76. [TEIL II Chateau Gaillard](#)
- 77. [13](#)
- 78. [14](#)
- 79. [15](#)
- 80. [16](#)
- 81. [17](#)
- 82. [18](#)
- 83. [19](#)
- 84. [20](#)
- 85. [21](#)
- 86. [22](#)
- 87. [23](#)
- 88. [24](#)
- 89. [TEIL III Nottingham](#)
- 90. [25](#)
- 91. [26](#)
- 92. [27](#)
- 93. [28](#)
- 94. [29](#)
- 95. [30](#)
- 96. [31](#)
- 97. [32](#)
- 98. [33](#)
- 99. [34](#)
- 100. [EPILOG](#)

DIE SCHWARZE WOLF TRILOGIE

Die komplette mittelalterliche
Saga

MARSHA CANHAM

KLICKE AUF DAS BUCH, DAS DU LESEN MÖCHTEST:

[Buch 1: DIE BRAUT DES DRACHEN](#)

[Buch 2: DER SOHN DES WOLFES](#)

[Buch 3: DER PFIEL DES PRINZEN](#)



Überarbeitete Ausgabe 2026
Lume Books
Ein Unternehmen von Joffe Books

DIE BRAUT DES DRACHEN
Erstmals veröffentlicht in Großbritannien im Jahr 1989

DER SOHN DES WOLFES
Erstmals veröffentlicht in Großbritannien im Jahr 1994

DER PFIEL DES PRINZEN
Erstmals veröffentlicht in Großbritannien im Jahr 1997

© Marsha Canham

Aus dem Amerikanischen von Alexandra von Reinhardt
Covergestaltung: Malena Dolff Gonzalez, unter Verwendung
von Software mit KI-gestützten Funktionen (u. a. Canva,
Photoshop und ChatGPT)

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Namen, Charaktere,
Unternehmen, Organisationen, Orte und Ereignisse sind
entweder das Produkt der Fantasie der Autorin oder werden
fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen
Personen, lebenden oder verstorbenen, Ereignissen oder
Orten ist rein zufällig. Das Recht von Marsha Canham, als
Autorin dieses Werks genannt zu werden, wurde gemäß
dem Copyright, Designs and Patents Act 1988 geltend
gemacht.

**E-Books von Bestsellerautoren - oft kostenlos oder
stark reduziert**

<https://joffebooks.com/kostenlose>

INHALTSVERZEICHNIS

BUCH 1: DIE BRAUT DES DRACHEN

PROLOG

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

EPILOG

BUCH 2: DER SOHN DES WOLFES

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

Epilog

BUCH 3: DER PFIEL DES PRINZEN

PROLOG

TEIL I Château d'Amboise

1

2

3

4

5

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[TEIL II Chateau Gaillard](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[17](#)

[18](#)

[19](#)

[20](#)

[21](#)

[22](#)

[23](#)

[24](#)

[TEIL III *Nottingham*](#)

[25](#)

[26](#)

[27](#)

[28](#)

[29](#)

[30](#)

[31](#)

[32](#)

[33](#)

[34](#)

[EPILOG](#)

BUCH 1:
DIE BRAUT
DES DRACHEN

MARSHA CANHAM



PROLOG

E-Books von Bestsellerautoren - oft kostenlos oder stark reduziert

<https://joffebooks.com/kostenlose>

Stimmen!

Sie hätte schwören können, Stimmen zu hören – nicht nur eine, sondern mehrere – und sie rappelte sich mühsam auf, wobei ihr Rücken schmerzhaft an der rauen Steinmauer entlang schrammte. Die Zelle war klein, kalt und feucht. Die Luft stank nach Schimmel und Salz, und das Tosen der Brandung hallte unheimlich durch den Raum.

Servanne ließ ihre Hände über die schlickerige schmale Tür gleiten, deren Eichenholz vermodert war, und klammerte sich mit den Fingerspitzen an die Vertiefung hoch über ihrem Kopf. Ein natürlicher Spalt im Gestein war die einzige Möglichkeit festzustellen, ob es draußen Tag oder Nacht war. Und selbst dann konnte sie kaum unterscheiden, ob dunstiges Sonnenlicht oder heller Mondschein durch den Wirrwarr aus Moos und Flechten drang, mit denen die Mauer auf der Außenseite dicht bewachsen war.

Kaum mittelgroß, musste sie sich auf die Zehenspitzen stellen und ihre aufgeschürften Finger in den rissigen Stein krallen, um die Lichtquelle beurteilen zu können. War es Tageslicht, Mondlicht oder Feuerschein? Waren es wirklich Stimmen, die sie gehört hatte, oder hatten Wind und

Brandung ihr nur etwas vorgegaukelt? Verlor sie schon den Verstand? Sie *sollte* den Verstand verlieren, das stand für sie fest, denn bei dieser unglaublichen Kälte und Feuchtigkeit, unablässig beschallt von den Wellen und total isoliert, würde selbst der stärkste Geist nicht lange der Versuchung widerstehen können, sich in den Wahnsinn zu flüchten.

War es das, worauf De Gournay hoffte? Hoffte er, dass die Angst vor dem Wahnsinn ihren Willen brechen und sie gefügig machen würde wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird?

Servannes trockene Augen brannten, und sie begriff, dass sie entgegen ihrem festen Vorsatz eine Zeitlang geschlafen haben musste. Sie konnte im trüben Halbdunkel ihrer Zelle nicht viel erkennen, aber das verstohlene Rascheln im modrigen Stroh verriet ihr, dass sie nicht die einzige Insassin dieses Steinkäfigs war. Die grauenhafte Vorstellung, von Ratten geweckt zu werden, die an ihrem Fleisch nagten, hatte sie zu dem Entschluss bewogen, nicht im Schlaf Vergessen zu suchen, doch irgendwann mussten ihre vom stundenlangen Weinen geschwellenen Lider einfach zugefallen sein.

Mit einem verzweifelten Schluchzen lehnte sie sich an die unebene Steinmauer. Heiße Tränen traten ihr wieder in die Augen. Keine Stimmen waren zu hören. Niemand war gekommen, um sie zu retten. Seit sie in diese Zelle gestoßen worden war, hatte nicht einmal jemand nachgesehen, ob sie noch lebte oder schon tot war. Irgendwo dort draußen waren Wachposten. Sie hatte von

Zeit zu Zeit das Klirren von Waffen gehört, wenn die Männer auf und ab gingen, um sich zu wärmen. Und einer von ihnen machte sich einen Spaß daraus, vor der Tür stehenzubleiben und in allen grausigen Einzelheiten zu schildern, was er und seine Kameraden mit ihr anstellen würden, um den langweiligen Dienst vergnüglicher zu gestalten.

Am ganzen Leibe zitternd, biss Servanne die Zähne zusammen um nicht laut zu stöhnen, und sie umschlang ihre Oberarme mit den kleinen Händen – ein vergeblicher Versuch, sich etwas aufzuwärmen. Sie war völlig durchfroren, bis ins Mark hinein. Ihre hellgelbe Seidentunika bot keinen Schutz vor Wetterverhältnissen, die sogar Männern in Lederkluft und Kettenhemden aus Damaszenerstahl zu schaffen machten. Diesen rauen Gesellen war die grazile Servanne de Briscourt, die mit dem natürlichen Selbstbewusstsein einer Dame von edlem Geblüt auftrat, wie eine Sylphide vorgekommen, wenn sie in ihren luftigen knöchellangen Gewändern leichtfüßig dahin schritt, die langen blonden Haare weder geflochten noch unter einer Haube verborgen, so dass die dichten Locken ihr über Schultern und Rücken wallten. Während ihres einwöchigen Aufenthalts in Bloodmoor Keep waren ihr die vielen lüsternen Blicke natürlich nicht entgangen, doch bis zu diesem Morgen hatte sie mit kühler Verachtung darauf reagiert, weil sie sicher gewesen war, dass niemand es wagen würde, auch nur ihre Schuhe mit den Fingerspitzen zu berühren.

Jetzt war die gelbe Seide an vielen Stellen zerrissen und starrte vor Schmutz. Sie spürte, dass ihr Gesicht geschwollen war, und sie wusste, dass es mit blauen Flecken übersät sein musste, ebenso wie ihre zarten weißen Arme, die von den Spuren grob zupackender Hände gezeichnet waren. Sie hatte einen ihrer eleganten Seidenschuhe verloren, und den mit Edelsteinen besetzten goldenen Gliedergürtel, den sie um die Hüften getragen hatte, hatten die Wachposten als Lohn für ihre Mühe unter sich aufgeteilt.

Die Zelle war vier Schritte lang und drei Schritte breit. Es gab nur einen Zugang – eine niedrige Eichentür mit Eisenbeschlägen, die von der Meeresluft zerfressen waren. Servanne war halb bewusstlos gewesen, als man sie aus dem Burgturm weggeschleppt hatte: die gierigen Hände, die ihre Brüste und ihr Gesäß begrapschten, und die plötzliche Kälte hatte sie nur vage registriert. Es war zunächst die Rede davon gewesen, sie ins Verlies zu werfen, aber offenbar glaubte De Gournay, dass der Steinkäfig ihren Widerstand noch schneller brechen würde.

Verschwommen erinnerte sie sich daran, dass man sie durch die schmalen, feuchten unterirdischen Gänge der riesigen Burg gestoßen und getragen hatte, bis sie durch ein Hintertor in den Außenmauern ins Freie gelangt waren, und sie erinnerte sich daran, dass sie laut aufgeschrien hatte, als sie sah, dass sie am Rand eines Kliffs stand. Über ihr war nur der Himmel, und unter ihr toste und donnerte die zornige Brandung. Sie hatte geglaubt, dies wäre das Ende –

man würde sie in die Tiefe stoßen, und etwas Gelbes würde in den schäumenden Wassermassen verschwinden. Hätte ein Wächter sie nicht mit eisernem Griff festgehalten, wäre sie aber vielleicht sogar versucht gewesen, ihrem Leben selbst ein schnelles Ende zu bereiten. Wenn sie gewusst hätte, welche Hölle der Ungewissheit und Angst ihr bevorstand, hätte sie es mit Sicherheit getan.

Stattdessen hatte sie sich einen haarsträubend schmalen Felspfad hinab führen lassen, bis zu der Höhle auf halber Höhe der steilen Klippe. Erst als der Mann sie in die natürliche Vertiefung im Gestein stieß, die mit Holz und Eisen künstlich versiegelt werden konnte, hatte sie sich verzweifelt gewehrt und ihm Gesicht und Arme zerkratzt.

Seitdem hatte sie weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen. Ihre Schreie und Bitten waren genauso wirkungslos geblieben wie ihre Wutanfälle: der schwere Eisenriegel an der Außenseite der Eichentür war nicht zurückgeschoben worden.

Lucien hatte versucht, sie zu warnen. O Gott, Lucien hatte sie davor gewarnt, mit Kräften zu spielen, die sie nicht begriff und unterschätzte. Aber sie hatte nicht auf ihn gehört. Sie hatte – Allmächtiger! – sie hatte sogar an Lucien gezweifelt, seine Warnungen in den Wind geschlagen und sich gefragt, ob er nicht einfach verrückt war.

Servanne erstarrte plötzlich. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie zu dem Felsspalt empor, hielt den Atem an und spitzte die Ohren, um trotz der tosenden Meeresbrandung etwas hören zu können. Vor ihrer kleinen, dunklen Zelle tat

sich tatsächlich etwas. Jemand war dort draußen, jemand unterhielt sich mit dem Wächter, jemand *lachte*!

Servanne kroch in die hinterste Ecke der Zelle, zu Tode erschrocken über das unerwartete Geräusch.

Gelächter? Gelächter in einer Welt, die nur Finsternis, Schmerz und Grauen bereithielt? Trieb De Gournay ein neues Spiel mit ihr, um ihr den Verstand zu rauben, oder war das einfach der Anfang vom Ende? Hatte er endlich einen Entschluss gefasst, was mit ihr geschehen sollte? War etwas geschehen, das ihn zu dem Glauben veranlasste, ans Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche gelangen zu können, ohne seine Braut am Leben zu erhalten?

Etwas polterte gegen die Tür – einmal, dann ein zweites Mal – und ein kurzer gedämpfter Laut brach plötzlich ab. Um nicht laut aufzuschreien, biss Servanne sich so fest in die Hand, dass sie den bitteren metallischen Geschmack von Blut im Mund hatte. Sie hörte das Schaben, als der Riegel langsam zurückgeschoben wurde, und starrte entsetzt auf die Tür, die sich knarrend öffnete.

Ein eisiger Windstoß fegte ihr die schmutzigen und verfilzten Haare ins Gesicht und trieb Nebelschwaden vor sich her, die ihr die Sicht raubten. Gleichzeitig wurde sie vom grellen Schein einer Fackel geblendet, so dass sie einige Sekunden lang nur erkennen konnte, dass die Gestalt, die sich mit der Fackel in der Hand stark bücken musste, um über die Schwelle zu treten, eine grobe graue Mönchskapuze tief in die Stirn gezogen hatte.

Als der Eindringling sich zu voller Größe aufrichtete, war sein Kopf nur wenige Zentimeter von der moosbewachsenen Decke entfernt. Die Augen wegen des rauchenden Pechs zu schmalen Schlitzzen verengt, sah er sich schnell in der Zelle um und stieß einen leisen Fluch aus, als er den hellen Fleck gelber Seide in der Ecke entdeckte.

Servanne schirmte ihre Augen mit der Hand gegen das Fackellicht ab und hätte fast wieder aufgeschrien, als sie den Stahldolch in der Hand des Mönchs sah: die Klinge war bis zum Heft rot und nass. Im nächsten Moment musste sie einen weiteren grausigen Anblick verkraften. Der Wächter, der gerade noch zusammen mit dem Mönch gelacht hatte, lag jetzt regungslos auf der Schwelle. Sein Kopf mit dem konischen Stahlhelm war fast vom Rumpf abgetrennt, und aus der schrecklichen Wunde schoss Blut hervor und bildete eine rote Lache auf dem Steinboden.

»Servanne?«

Als sie aufschaute, schob der Mönch die graue Rosshaarkapuze zurück, und anstatt der erwarteten Tonsur kam eine dichte Haarmähne zum Vorschein, die wirr auf die breiten Schultern hinabfiel.

»Lucien?« stammelte sie. »Bist das ... bist das wirklich du?«

»Kennst du einen anderen Mann, der töricht genug wäre, dich in einer Nacht wie dieser zu suchen?« grinste er. Strahlendweiße Zähne kamen zum Vorschein – ein vertrauter Anblick, der ihren Herzschlag stocken ließ.

»Ich dachte, du wärest tot«, flüsterte sie, ihren Augen immer noch nicht trauend. »Als niemand kam... als nichts zu hören war... dachte ich, du wärest tot.«

»Hast du wirklich geglaubt, mich so schnell loswerden zu können?« neckte er sie liebevoll.

Mit Tränen in den Augen sprang Servanne auf und warf sich in seine Arme, die sich so fest um sie schlossen, als wollte er sie zermalmen.

Der blutige Dolch fiel zu Boden, und seine Hände gruben sich in ihre strähnigen Locken und bogen ihren Kopf zurück. Er presste seine Lippen auf ihren Mund, und dieser Kuss war so leidenschaftlich und sinnbetörend wie ein Liebesakt.

»Lucien!« zischte eine Stimme von der Schwelle her. »Kannst du nicht später feiern, wenn wir dafür Zeit und Muße haben?«

Servanne schrie vor Enttäuschung leise auf, als er sich fluchend von ihr losriss. Noch ganz benommen von den Lustgefühlen, die jede Berührung dieses Mannes in ihr hervorrief, dem eine Aura von Mut und Freiheit anhaftete, verstand sie kein Wort von dem kurzen Gespräch der beiden Männer.

Sie wusste nur eines: Lucien lebte, er war bei ihr, er wollte sie retten – allem Betrug und Verrat, allen Lügen zum Trotz.

Das flackernde safrangelbe Licht der Fackel erhellte für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht des zweiten Mannes unter der Mönchskapuze.

Alaric! Liebreiche Jungfrau Maria, beide waren also am Leben – Lucien und Alaric!

»Mylady!« Obwohl Alaric lächelte, sah sie die Sorge in seinen sanften braunen Augen, denen weder ihr geschwollenes Gesicht noch ihre zerrissene Kleidung entging. »Glauben Sie, dass Sie laufen können?«

»Ich werde so schnell wie der Wind rennen, wenn es sein muss«, versicherte Servanne, unter Tränen lächelnd.

Lucien nahm sie bei der Hand, warnte sie, den Kopf einzuziehen, und führte sie aus der modrigen Steinzelle in die kalte Nachtluft hinaus. Der Wind bemächtigte sich sofort ihrer Rockfetzen und wirbelte die Seide wie einen gelben Korkenzieher um ihre Knöchel herum, so dass sie mehrmals stolperte. Obwohl sie keinen sehnlicheren Wunsch hatte als ihrem Gefängnis zu entfliehen, blieb sie am Rand des Kliffs schreckensstarr stehen. Der Pfad zum Strand war nicht einmal einen Meter breit: ein einziger falscher Schritt, und sie würden zweihundert Meter in die Tiefe stürzen und von den schwarzen Wellen verschlungen werden. Der Mond stand schon so tief, dass er die Dunkelheit kaum aufzuhellen vermochte. Sein Licht fiel hauptsächlich auf die in Nebel gehüllten Mauern und Wälle von Bloodmoor Keep, hoch oben auf der Felsklippe.

Die Burg sah in dieser gespenstischen Beleuchtung wie ein riesiger schwarzer Raubvogel aus – hohe Zinnen und vorspringende Wachttürme, unbezwinglich, kalt und totenstill.

Servanne erschauerte unwillkürlich, und Lucien begriff plötzlich, dass ihr Gesicht nicht nur von den Misshandlungen, die sie erduldet hatte, blau verfärbt war,

sondern auch vor Kälte. Rasch zog er die wollene Mönchskutte aus.

»Hier, zieh das an«, befahl er. »Wir haben noch ein ganzes Stück Weges vor uns, und –“

»Lucien«, rief Alaric leise, »komm schnell her!«

Lucien blickte in die Richtung von Alarics ausgestrecktem Zeigefinger und sah hoch über sich orange Lichtpunkte am hinteren Tor der äußeren Burgmauer. Ein Dutzend Wächter mit Fackeln, die einem weiteren Dutzend Männer mit Schwertern und Armbrüsten leuchteten. Die Prozession kam auf dem Pfad am Rand des Kliffs langsam näher.

»Los, flieht!« rief Alaric, während er sich der hinderlichen Mönchskutte entledigte. »Ich werde sie mit ein paar Pfeilen aufhalten, bis du mit Lady Servanne unten bist.«

Lucien zögerte, hin und her gerissen zwischen seinen wilden Rachegelüsten und dem Wunsch, seine Liebste in Sicherheit zu bringen.

»Um Himmels willen«, schrie Alaric, um Lucien aus seinem Blutrausch zu reißen, »willst du etwa alles aufs Spiel setzen, was wir bis jetzt erreicht haben? Mach, dass du wegkommst! Nur keine Angst, du wirst nicht lange auf mich warten müssen – ich habe nicht die Absicht, an diesem gottverlassenen Ort zu krepieren!«

Lucien wusste, dass sein Freund recht hatte. Sie durften keine Zeit verlieren. Er packte Servanne wieder fest bei der Hand und führte sie vorsichtig den steilen, unebenen Pfad hinab. Hinter ihnen fluchte Alaric aus vollem Herzen, während er sich mit den Armbrüsten der toten Wachposten

bewaffnete. Er war ein Meisterschütze, und gleich darauf stürzten zwei Männer schreiend über die Felskante in die Tiefe. Mit Leichtigkeit hätte er auch alle anderen nacheinander erschießen können, doch in dem einen Köcher befanden sich nur sieben Bolzen, in dem anderen sogar nur drei, so dass er schweren Herzens darauf verzichten musste, sich zu lange hier aufzuhalten oder einen Fehlschuss zu riskieren. Zunächst aber legte er neue Bolzen in beide Waffen ein und spähte zu der gespenstischen Silhouette der mächtigen Burg empor. Gaukelte seine Fantasie ihm etwas vor, oder wich die finstere Nacht tatsächlich schon vor den ersten Anzeichen der Morgendämmerung zurück?

Der Weg vom Burgtor zur Steinzelle war eine breite, gepflasterte Straße gewesen, verglichen mit dem bröckligen Pfad, den Lucien und Servanne jetzt Hand in Hand hintereinander hinabstiegen. Einen Arm um eine Hüfte schmerzhaft an die kalte Felswand gepresst, musste Servanne sich eingestehen, dass ihre Behauptung, schnell wie der Wind rennen zu können, maßlos übertrieben gewesen war. Ihr Herzschlag stockte jedes Mal, wenn sie über irgendein kleines Hindernis stolperte, ihr unbeschuhter Fuß schien jeden spitzen Stein zu finden, und die schwere Mönchskutte blieb an Dornbüschen und Felszacken hängen und musste mühsam losgerissen werden.

Ein schmaler graublauer Streifen am Horizont deutete darauf hin, dass die Dämmerung nicht mehr fern war, doch dieses trügerische Licht erschwerte die Sicht nur noch

zusätzlich. Lucien schien sich bei jedem Schritt nur auf seinen Instinkt zu verlassen – oder auf seine inbrünstigen Gebete.

Endlich am Fuße des Kliffs angelangt, wurde das flüchtende Paar von der Gischt durchnässt. Sie umrundeten den Felsvorsprung, und im ersten schwachen Morgenlicht konnte Servanne erkennen, dass der Pfad plötzlich breiter wurde und in eine kleine Bucht mündete, die durch riesige Felsblöcke vor der Brandung geschützt war. Obwohl die Luft auch hier vom Tosen und Donnern der Wellen vibrierte, war die schillernde Wasseroberfläche relativ ruhig – und einem Boot war es gelungen, bis auf etwa sechs Meter ans Ufer heranzukommen.

Die letzte Fluchtetappe führte über scharfe Schieferplatten. Servanne schrie vor Schmerz auf, als ein Gesteinsplitter sich wie Glas in ihre nackte Fußsohle bohrte. Lucien fackelte nicht lange. Er hob sie einfach hoch und trug sie ins knietiefe Wasser hinein. Platschende Schritte veranlassten ihn, sich kurz umzudrehen, und im nächsten Moment grinste er breit: Alaric war dicht hinter ihnen und watete ebenfalls schon auf das Boot zu.

Gleich darauf verging ihm jedoch das Lachen, denn Alaric winkte heftig, brüllte etwas und deutete auf die vielen konischen Stahlhelme, die das Ufer säumten.

Sie saßen in der Falle!

Wasserfontänen spritzten auf, als ein Hagel von Armbrustbolzen dicht um sie herum niederging. Lucien zwang seine Beine, ihr Letztes herzugeben, doch das

Wasser, das ihm jetzt schon bis zur Taille reichte, verhinderte ein schnelles Vorwärtskommen, und trotz der Wellenbrecher gab es in der Bucht eine tückische Unterströmung, die ihm den Stand unter den Füßen wegzog.

Kaum zehn Schritte vom rettenden Boot entfernt brachte eine Welle Lucien zu Fall. Hustend und fluchend kam er wieder auf die Beine, ohne Servanne losgelassen zu haben.

Eine der beiden Silhouetten, die an Bord des Bootes kauerten, sprang plötzlich ins Wasser und schwamm auf das Paar zu, das nur noch mühsam vorwärtskam. Die andere Silhouette – groß, gertenschlank, mit kurzgeschorenen Haaren, die im Mondlicht feuerrot schimmerten – legte einen Eschenholzpfel in einen straff gespannten Langbogen ein und erwiderte seelenruhig das Feuer der Leibgarde, die jetzt parallel zum Ufer dahin rannte, aber zwischendurch immer wieder stehenbleiben und niederknien musste, um die kurzen Bolzen in die Armbrüste aufzulegen und abzuziehen. Dieses umständliche Hantieren mit den unhandlichen Waffen ermöglichte der geschmeidigen Gestalt im Boot, sorgfältig zu zielen und exakt zu treffen. Viele Gardisten hörten das Schwirren der Pfeile, die aus der Dunkelheit auf sie zugeflogen kamen, und brachen tot auf den Schieferplatten zusammen. Andere suchten Deckung hinter den Felsen entlang des Ufers, um den stählernen Pfeilspitzen zu entkommen, die sogar Rüstungen zu durchbohren vermochten. Aber das hinderte die Männer nicht daran, ihre eigenen Waffen zu gebrauchen, und die Wut stachelte sie sogar zu größerer Treffsicherheit an.

Servanne hörte einen Aufschrei, warf einen Blick über Luciens Schulter hinweg und sah, wie Alaric seitwärts ins Wasser stürzte, vom Eisen eines Armbrustbolzens in die Brust getroffen. Lucien brüllte etwas Unverständliches, stellte sie auf die Beine und stieß sie auf das Boot zu, bevor er kehrtmachte und hastig zu der Stelle watete, wo Alaric untergegangen war. Servannes Warnung verhallte ungehört. Einer von De Gournays Rittern gab einen Schuss aus seiner Armbrust ab, und der Bolzen traf Luciens rechte Schläfe und hinterließ eine tiefe Wunde.

Vor Schmerz benommen und von seinem eigenen Blut geblendet, taumelte Lucien dennoch weiter auf Alaric zu. Der Ritter legte einen neuen Bolzen ein, doch bevor er abziehen konnte, hörte er ein Surren und spürte, wie ein Pfeil in seinen ledernen Brustpanzer eindrang. Die Pfeilspitze durchbohrte sein Herz und zersplitterte einen Rückenwirbel. Er starb, bevor er auch nur einen Laut von sich geben konnte.

Kaum war der tote Ritter in der schäumenden Brandung verschwunden, da tauchte auch schon ein anderer Goliath scheinbar aus dem Nichts auf. Mit gezogenem Schwert eilte er auf Lucien zu, das Gesicht zu einer Fratze grenzenlosen Hasses verzerrt.

Im Mondlicht erkannte Servanne den Mann, aus dessen zu schmalen Schlitzen verengten Augen blinde Mordlust loderte, und sie schrie wieder auf und versuchte verzweifelt, sich von dem kräftigen Arm zu befreien, der sich um ihre Taille geschlungen hatte und sie zum Boot zog.

»Nein!« kreischte sie. »Nein! Lassen Sie mich zu ihm! Lassen Sie mich los! Lucien ... Lucien ... *hinter dir!*«

Der Arm hielt sie unbeirrt fest, obwohl sie wild strampelte und mit den Füßen trat. Salzwasser brannte in ihren tränenden Augen, und ihr langes nasses Haar wickelte sich um ihren Hals und drohte sie zu ersticken. Sie schlug blindlings nach dem Unsichtbaren, der sie von ihrem Liebsten – von dem Mann ihres Lebens – trennen wollte. Ihre Hand prallte gegen etwas Hartes: das Boot. Ein rasender Schmerz schoss durch ihren Arm und zwang sie, ihren Kampf einzustellen und einen Blick auf ihren Feind zu werfen.

Es war Eduard! Trotz seiner eigenen schweren Verletzung bemühte er sich heldenhaft, sie in das heftig schwankende Boot zu heben. Ein Schmerzenslaut entrang sich seiner Kehle, als sein verwundetes Bein von der Strömung an den bleiverkleideten Kiel gepresst wurde.

Servanne spürte, dass sein Griff sich lockerte, und sie sah, dass er verzweifelt nach einem Halt am Bootsrand suchte, doch seine Finger glitten ab, und er wurde von den Wellen überrollt. Instinktiv wollte sie nach ihm greifen – aber ihre Hand war kurz zuvor nicht einfach gegen das Boot geprallt, wie sie erst jetzt feststellte, sondern von einem Armbrustbolzen getroffen worden. Das mit Widerhaken versehene Eisen hatte ihr Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger durchbohrt und war im Holz des Bootes stecken geblieben. Ihre Hand war festgenagelt.

EPILOG

Brenna stöhnte leise und erschauerte vor Lust. Sie öffnete die Augen und blickte zu dem nackten Mann empor, der über ihr kniete und herausfordernd lächelte.

Seit fast zehn Jahren staunte sie nun schon darüber, dass ein Lächeln von ihm genügte, um ihren Pulsschlag zu beschleunigen, aber andererseits war es gar nicht so verwunderlich, denn dieses Lächeln bedeutete, dass er wieder einmal versuchen würde, ihr die Sinne bis hin zur Ohnmacht zu rauben. Dieses Spiel hatte nichts von seinem anfänglichen Reiz verloren und er wusste natürlich, dass sie morgens am schwächsten war – speziell an einem Morgen wie diesem, als sie festgestellt hatte, dass die Wolken ihren Turm umhüllten.

Eines Tages werden wir uns in den Wolken lieben, hatte er versprochen, aber damals hatte sie geglaubt, es wäre nur ein poetisches Bild und sie war völlig sprachlos gewesen, als die ›Berghöhle‹, von der sie in Kirklees gesprochen hatte, sich als prächtige Burg entpuppte, die wie ein Adlerhorst auf einem Berg erbaut war, mit einem Turm, der tatsächlich in die Wolken hineinragte.

Seine eingeölten Hände glitten über ihren Körper und sie war ihm hilflos ausgeliefert. Er brauchte nur die Flasche mit dem nach Ambra duftenden Öl zu öffnen und sie bekam sofort weiche Knie und ließ sich von ihm bereitwillig ins Bett tragen.

»Du solltest dich schämen«, flüsterte sie. »Wir haben schließlich Gäste.«

»Robin und Marienne sind keine Gäste. Sie gehören zur Familie.«

Seine Finger umkreisten ihre Brustwarzen, die sofort so hart wie Kieselsteine wurden.

»Sie haben ihre Kinder mitgebracht.«

»Unsere Kinder werden ihnen Gesellschaft leisten.«

»Sie haben...« Brenna verstummte und schnappte nach Luft, als seine Hände unvermutet zwischen ihre Schenkel wanderten.

»Ja? Sie haben... ?«

Brenna konnte sich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, was sie sagen wollte.

Zehn Jahre, dachte sie benommen, und immer wieder diese Hilflosigkeit! Ihre Haut begann zu prickeln, wenn er sie nur ansah – sogar in einem Raum voller Menschen. Seine schwarzen Haare fielen ihm immer noch offen über die Schultern und er trainierte immer noch jeden Tag, so dass sein Körper genauso muskulös wie früher war. Frauen verschlangen ihn immer noch mit hungrigen Blicken, mussten aber rasch einsehen, dass er nur Augen für die schlanke Bogenschützin hatte, die stolz an seiner Seite ging.

So war es seit dem Tag gewesen, als sie zusammen mit Robin und Marienne nach Edwinstow geritten waren, um sich vor dem Dorfpriester das Jawort zu geben. Hin und wieder versuchte er durchzusetzen, dass sie zu Hause blieb, während er irgendwelche Scharmützel mit benachbarten

Burgherrn ausfocht, aber sie hatte ihm nur ein einziges Mal gehorcht kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes.

Mittlerweile hatten sie vier Kinder: zwei Jungen und zwei Mädchen. Robin und Marienne hielten mit ihnen Schritt, aber Eduard hatte keinen Bruder, sondern nur drei Schwestern. Er war zum Ebenbild seines Großonkels Richard Löwenherz herangewachsen, mit weizenblonden Haaren und strahlend blauen Augen. Als der Schwarze Wolf den Jungen zum ersten Mal gesehen hatte, waren ihm gewisse Zweifel gekommen, dass das tatsächlich sein Enkel war, denn er hatte an der Seite von Löwenherz gekämpft und konnte sich noch genau an dessen Gesichtszüge erinnern, aber er hatte nie Fragen gestellt, und Eduard wurde mit offenen Armen aufgenommen und konnte sich nach kurzer Zeit kaum noch vorstellen, dass er nicht immer zu dieser großen harmonischen Familie gehört hatte. Inzwischen war er neunzehn Jahre alt und trug schon die goldenen Sporen eines Ritters, worauf sein Vater sehr stolz war.

Robin war nach Burgund gekommen, um mit Griffyn und Brenna über diese delikate Angelegenheit zu sprechen, denn sie waren nun die einzigen, die über Eduards wahre Herkunft Bescheid wussten.

Lord Henry de Clare hatte sich von seinen schweren Verletzungen erholt und weitere sechs Jahre treu über die Abtei gewacht, doch als er zusammen mit der Äbtissin Dorfbewohner pflegte, die an hohem Fieber litten, steckten beide sich an und starben im Abstand weniger Stunden. Auf Henrys Bitte hin, der Eleonores Geheimnis auch nach ihrem

Tod gewahrt wissen wollte, wurde im Wald ein Pfeil abgeschossen und an der Stelle, wo er sich in die Erde bohrte, wurde das Paar begraben. Schon nach einem Jahr war es völlig zugewachsen, so dass niemand es mehr finden konnte.

»Was wirst du Robin raten?«, fragte Brenna ihren Mann, obwohl ihr im Augenblick nicht nach langwierigen Debatten zumute war, weil seine Hände immer noch eifrig am Werk waren.

»Es gibt keine andere Wahl, als weiterhin Schweigen zu bewahren. Johann Ohneland ist jetzt seit acht Jahren tot und sein Sohn, Heinrich III., wird bald volljährig sein. Die Charta, die Johann in Runnymede unterzeichnen musste, stellt sicher, dass kein König mehr solchen Machtmissbrauch treiben kann wie er. Die Barone haben in Heinrich III. eine Marionette und das kommt ihren Wünschen sehr entgegen. Wozu sollte es gut sein, erneut Kriegswolken über England aufziehen zu lassen?«

»Aber Eduard ist ein so attraktiver junger Mann«, murmelte Brenna. »So mutig und kühn und edel.«

»Ich weiß – verglichen mit ihm sind wir anderen allesamt alte, hässliche Missgeburten.«

»Er ist ein englischer Prinz, Liebster, während du nur *mein* Traumprinz bist.«

Sie zog ihn lachend in ihre Arme und er kam dieser Einladung bereitwillig nach, denn er begehrte seine Frau nach zehn Ehejahren und vier Kindern noch genauso wie am allerersten Tag, was ihm selbst oft unverständlich war. Er